Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Sinn des Christentums

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

dieses Rückgangs der Bevölkerung von einer weitern kolonialen Ausdehnung absehen solle. Was nützt es, fragt er, den kolonialen Besitz immer zu vermehren, wenn wir außer stande sind, die nötigen Kolonisten zu liefern, die Kolonien zu kultivieren und nutzbringend zu machen? v. W.

Der Sinn des Christentums

In dem Aufsatze in Heft 3 und 4 über Hilty ist erwähnt worden, daß dieser Wegzeiger zum Glück den Zweifel daran für erlaubt erklärt, ob das verwässerte und verblaßte Christentum, das wir heute haben, ursprünglich beabsichtigt gewesen sei. Hätte er seinen Blick zugleich auf die Zeiten gerichtet, wo, um in seiner Sprache zu reden, die Christenheit Gott ganz andre Dinge angeboten hat, als die er will: Gezänk um Glaubensbekenntnisse, Kreuzzüge, Geißelungen, Ablaßgelder, Ketzer- und Hexenverbrennungen, so würde ihm der Zweifel noch berechtigter erschienen sein. Dieser Zweifel bedeutet aber doch nichts geringeres, als daß man vermuten dürfe, die Erlösung sei mißlungen, und die Weltschöpfung, deren Vollendung die Erlösung sein soll, sei ein verpfuschtes Werk. Und da muß nun ich, das Weltkind, dem Christen Hilty gegenüber bekennen, daß ich diesen Zweifel nicht teile, sondern die Schöpfung wie die Erlösung für gelungen halte. Die Menschen bieten Gott fortwährend etwas andres an, als was dieser im Neuen Testament fordert, oder verschließen vor dessen Verkündigung beide Ohren, weil diese Forderungen für die Mehrzahl unerfüllbar sind, während jedermann imstande ist, Gebete herunterzusagen, Geld für mancherlei Zwecke zu spenden und Andersgläubige zu verfolgen. Hegt man die Überzeugung, daß diese Forderungen nur für die Auserwählten gelten, und daß die Mehrzahl so leben soll, wie sie eben lebt, dann ist die Absicht des Stifters der Kirche erfüllt. Dem Glauben gegenüber, Gott habe durch Christus die ganze Menschheit in eine Gemeinde der Heiligen umschaffen wollen, ist der Spott voll berechtigt, den der Vorwärts alljährlich über die Friedensbotschaft des Weihnachtsengels ausgießt, oder vielmehr über die Leute, die vorgeben, an diese Botschaft zu glauben, während jetzt, neunzehnhundert Jahre nach der Verkündigung dieser Botschaft, die Losung dieser Leute ist: Mehr Panzerschiffe, mehr Kanonen und: Nieder mit den Konkurrenten.*) Von dem Ziele, das die Kirche aufstellt, ist die Menschheit heute mindestens ebenso weit entfernt wie zu der Zeit des Kaisers

*) Der Vulgatatext: in terra pax hominibus bonae voluntatis, giebt zum Spott überhaupt keinen Anlaß, denn daß es einzelne Menschen giebt, die durch Christus den innern Frieden erlangen und auch äußerlich Frieden halten, kann kein Sozialdemokrat leugnen; dagegen ist das in terra pax für sich allein einfach nicht wahr, und das freilich durch alle griechischen Codices bezeugte εὐδοκία (für εὐδοκίας) ein sinnloses und grammatisch unmögliches Anhängsel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augustus. Hilty weiß das auch selbst; aber trotzdem er sich der Kirche gegenüber die Unabhängigkeit und einen freien, kühnen Blick wahrt, scheint er doch noch zu sehr in kirchlichen Anschauungen befangen zu sein, als daß er diese Auffassung des Christentums folgerichtig durchführen könnte. Doch sind gerade seine widersprechend klingenden Bemerkungen und Betrachtungen geeignet, uns zur Klarheit zu verhelfen; wir wollen uns deshalb daran halten.

Daß die Gebote des Neuen Testaments für alle gelten, daß alle sie erfüllen können und zum Heil im christlichen Sinne Zugang haben, spricht er oft aus. Menschengebote, wie sie unverständige Eltern ihren Kindern und Kirchen ihren Bekennern auflegten, seien freilich oft unerfüllbar. „Pünktlicher, buchstäblicher Gehorsam für alle wirklich göttlichen Gebote, die alle ausführbar sind, und gänzliche Verachtung und Ablehnung aller Menschensatzungen, das ist allein der Weg, auf dem jetzt unsre christlichen Konfessionen sich neuerdings beleben könnten" (II, 237). Gott sei wirklich getreu und lasse niemand über seine Kräfte versucht werden. Eine die Willensfreiheit aufhebende erbliche Belastung anzunehmen, das nennt er II, 82 eine der größten Gotteslästerungen, deren sich ein Mensch schuldig machen könne. Das Christentum sei der einzige Weg zum Glück, der weder hervorragende Bildung noch außergewöhnliche Charakterstärke erfordre und für jedermann, nicht bloß für eine philosophische Bildungsaristokratie vorhanden sei. Das Gute, heißt es I, 146, hätten die ideellen Güter jedenfalls vor den materiellen voraus, daß sie ganz sicher und jedermann zugänglich seien; man brauche sie nur zu wollen. Und I, 85 schreibt er, die christliche Anschauung sei die einzige, die „nicht nur eine Elite der Menschheit, sondern ihr Ganzes derselben aus einem tierähnlichen Zustande zu einem höhern Leben in vollkommner Freiheit und Gleichheit zu heben versprechen kann, und die dieses Versprechen in höherm Grade und in weiterer Ausdehnung als die klassische Philosophie gehalten hat." Da muß doch gleich daran erinnert werden, daß zur Erhebung der Menschen aus einem tierähnlichen Zustande weder Philosophie noch Christentum erforderlich ist. Die alten Griechen und die Italiker — von den Ägyptern und den Semiten Vorderasiens dürfte ähnliches zu behaupten sein — haben vor ihrer Blütezeit allesamt ganz menschlich gelebt, und wenn gerade von dieser Blütezeit an die überhandnehmende Sklaverei einen großen Teil der Bevölkerung in einen ziemlich tierähnlichen Zustand hinabgedrückt hat, so haben wir ähnliches als Wirkung der gesellschaftlichen Differenzierung innerhalb der Christenheit wiederholt erlebt; in tierische Roheit versunken ist stellenweise die leibeigne Bauernbevölkerung Mitteleuropas, und einen Menschenschmutz wie den des dunkelsten Londons hat das mittelalterliche England und noch das England Cromwells nicht gekannt; von der vollkommnen Freiheit und Gleichheit aber ist das heutige Europa noch so weit entfernt wie etwa die Welt Homers. An einer andern Stelle, wo er davon spricht, daß die höchsten Güter des Christentums für alle bestimmt seien, setzt er einschränkend „prinzipiell" hinzu; wenn aber das, was prinzipiell für alle bestimmt ist, thatsächlich den meisten fehlt, so ist eben die Absicht des Stifters verfehlt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Beziehung auf Möglichkeiten scheint ihn seine persönliche Lage manchmal irre zu führen, so z. B. wenn er einmal schreibt, den Leuten, die behaupteten, sie könnten eine vernünftige, die Gesundheit erhaltende Tagesordnung nicht inne halten, fehle es nur am guten Willen. Ja, wenn alle Leute Universitätsprofessoren wären! Aber es giebt auch Zeitungsreporter, Eisenbahnbeamte, Kellner und hunderterlei andre Leute, deren Leben notwendig ein Hohn ist auf die beiden Bestandteile des Wortes Tagesordnung.

Hören wir nun aber nach dem kirchlich voreingenommnen Hilty den unbefangnen Hilty, der die Erfahrung befragt hat! „Solche Leser, die wir nicht zu haben hoffen, mögen sich gütigst einmal die allereinfachsten Codices der Moral, die zehn Gebote oder die Bergpredigt ansehen; wenn sie dann noch sagen können, wie jener reiche Jüngling: Dies alles habe ich gehalten von Jugend auf, nun dann wird es ihnen gehn wie diesem, es wird eine Forderung an sie herantreten, der sie nicht ausweichen können, und die sie gründlich zu Schanden macht" (I, 190). Man müsse, mahnt er öfter, um jeden Preis versuchen, gewohnheitsmäßig alle Menschen zu lieben. Aber, meint er, wenn Paulus es für möglich hält, daß sich einer für die Menschheit verbrennen ließe, ohne die Liebe zu haben (1. Kor. 13), so zeige dies besser als alle weitern Worte, was die Liebe sei: ein Stück göttlichen Wesens, das in keines Menschen Herzen wachse. Er will deshalb auch für diese von Gott verliehene Empfindung oder besser Gesinnung auch gar nicht das Wort Liebe anwenden; man solle lieber Wohlwollen, Freundlichkeit gegen alle sagen; das klinge nach weniger und bedeute mehr. Daß dieses höhere Leben, das man Liebe oder Heiligkeit oder sonstwie nennen kann — und dem, erlaube ich mir hinzuzufügen, mancher Mensch in seinem ganzen Leben auch nicht ein einzigesmal begegnet; ich glaube es vor vierzig und etlichen Jahren einmal in einem Manne gefunden zu haben —, daß dieses höhere Leben von außen komme und eine Wirkung der Gnade sei, betont er oft. Und er bezeichnet den Durchgang zu diesem neuen Leben als einen Tod, denn der Mensch müsse dabei allem entsagen, was er vorher erstrebt habe; immer wiederholt er, auf Reichtum, Ehre und Genuß müsse der Mensch unbedingt verzichten. Daß solcher Verzicht über die natürliche Kraft geht, sieht jeder ohne weiteres ein. Der natürliche Mensch kann wohl um der Ehre willen auf Reichtum und Genuß oder um Reichtums und Genusses willen auf die Ehre, unter Umständen um des Genusses willen auf den Reichtum verzichten (z. B. wenn sich ein Jüngling enterben läßt, um die arme Geliebte zu heiraten), aber nicht auf alle drei Güter zusammen. Man kann auch auf die Bestandteile des irdischen Glücks sein ganzes Leben lang in jedem einzelnen Falle verzichten, wenn sie einem gar nicht oder nur durch ein Unrecht erreichbar sind, aber man kann nicht grundsätzlich verzichten; erzwungne Resignation ist nicht Verdienst, sondern Schwäche. Darin also wird alle Welt mit Hilty einig sein, daß solcher Verzicht, wenn er möglich wäre, es nur durch eine übernatürliche Kraft sein könnte, und nur die Existenz dieser Kraft werden die meisten bestreiten, weil sie weder in sich noch in andern etwas davon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spüren. Glaubt man aber auch an diese Kraft, so entsteht doch bei der gewöhnlichen Auffassung des Christentums die Frage, warum sie Gott nicht allen verleihe? Weil nicht alle, weil die meisten sie nicht wollen, antwortet Hilty mit den Semipelagianern und Katholiken. Und er äußert einmal, wenn man leugne, daß der Wille in unsrer Macht stehe, so höre jeder Begriff von Moral auf. In diesem Punkte giebt aber die neuere Psychologie, nicht infolge neuer Entdeckungen, sondern nur infolge der bis zum Grunde vorgedrungnen Untersuchung des Gegenstands, den Reformatoren gegen den Katholizismus Recht; auf die Frage, wie sich der Determinismus mit Moral und Verantwortung vertrage, können wir hier nicht abschweifen; es muß die Bemerkung genügen, daß der Ausdruck, der Wille stehe in unsrer Macht, gar keinen Sinn hat, namentlich für Hilty nicht, der II, 220 den Willen für das Wesen des Menschen erklärt. Wer ist denn der „Wir," in dessen Macht der Wille stehn soll? Kein andrer als der Wille selbst; so haben wir die sinnlose Tautologie: der Wille wird durch sich selbst bestimmt. Einen Sinn hat dieser Satz allenfalls, wenn wir damit meinen: der Wille ist ein für allemal durch seine Natur in der Weise bestimmt, daß er seine eigne Befriedigung erstrebt, die die Empfindung der Zufriedenheit oder Glückseligkeit erzeugt. Für jede einzelne Willensäußerung aber muß die Vorstellung eines Gegenstands hinzukommen, dessen Besitz Befriedigung verspricht, sonst bleibt es bei einem dumpfen Sehnen und kommt es zu keinem Entschluß und zu keiner Handlung. Was den Willen bestimmt, das sind also die mit ihm verbundnen Vorstellungen vom Beglückenden. Nun sind aber viele Menschen von Natur so geartet, daß in ihnen die Vorstellung eines beglückenden geistigen Guts gar nicht entstehn kann, andre sind dessen zwar nicht von Natur unfähig, aber ihre Umgebung ist derart, daß sie solche Vorstellungen nicht darin finden, und aus sich selbst vermag der Mensch überhaupt keine Vorstellung zu erzeugen, die vom Schönen, Wahren und Guten so wenig, wie die vom Blauen oder vom Glockenklang; alle Vorstellungen ohne Ausnahme werden durch äußere Einwirkungen in unsrer Seele erzeugt. Diese Thatsache ist es, und nicht der Umstand, daß die meisten ihren selbstsüchtigen Willen nicht aufgeben mögen, weil das zu schwer sei, wie Hilty II, 269 meint, was die Prädestination so wahrscheinlich macht, „daß man oft in große Versuchung gerät, sie für wahr zu halten." In seinem Urteil über das calvinische Prädestinationsdogma, das die Dordrechter Synode „zu einem förmlichen Widersinn gesteigert" habe, stimme ich ihm natürlich bei. Das würde, meint er, „die willkürlichste und zugleich die furchtbarste Weltordnung sein, die man sich denken könnte, gegen die eine Empörung der Rechtlosen wenigstens sehr entschuldbar sein müßte"; ich würde das noch stärker ausdrücken: Gott wäre dann der Teufel, und gegen diesen sich zu empören wäre Pflicht. Etwas andres ist es, wenn man die Höllenfrage beiseite läßt und nur das, was auf Erden thatsächlich geschieht, ins Auge faßt; da kann nicht geleugnet werden, daß Gott die Mittel zu gewöhnlicher Rechtschaffenheit sehr vielen und die Kraft zu einer übernatürlichen Vollkommenheit der ungeheuern Mehrzahl

versagt, also nur ein Häuflein Auserwählter für das im strengsten Sinne christliche Leben bestimmt hat.

Besonders oft bezeichnet Hilty die Sinnlichkeit als ein Hindernis dieses christlichen Lebens, das unbedingt entfernt werden müsse. Man würde jedoch irren, wenn man ihm Hinneigung zu manichäischer Auffassung vorwerfen wollte. Vielmehr faßt er das Verhältnis des Leibes zur Seele evolutionistisch auf. Das Leibesleben ist die Wurzel, aus der das Seelenleben hervorsprießt. Das vollendete Seelenleben ist die reife Frucht, die sich von ihrem Naturgrunde loslöst, um sich im Jenseits zu einem neuen, andern Dasein zu entfalten. Man erinnere sich daran, daß er bei natürlicher Entwicklung das christliche Leben nicht vor dem fünfunddreißigsten Lebensjahre für möglich hält und bis dahin die Klassiker für die passenden Lebensführer hält, wie Dante den Virgil, den erst nach dem Durchgang durch die Hölle und dem Erklimmen des Läuterungsbergs die himmlische Beatrix ablösen darf. Den Übergang von der einen zur andern Lebensansicht und Lebensweise bezeichnet Hilty wiederholt als einen Bruch; ungebrochne Seelen taugten nicht fürs Christentum; der Jüngling aber solle mit ungebrochner Kraft vorwärts und aufwärts streben. Mit der Evolution hat es nun allerdings seine Richtigkeit; nur muß man das Wort Sinnlichkeit im Sinne der Kantischen Philosophie verstehn, als die durch die Sinne vermittelte Seite des Seelenlebens. Da die Seele den Stoff von außen bekommt, so geht ihr Leben anfangs ganz und gar im Stoffsammeln auf. Heißhungrig saugt das gesunde Kind diesen Stoff durch Augen und Ohren ein; seine Aufmerksamkeit ist ausschließlich der Außenwelt zugekehrt, von der es aller Augenblicke durch neue Erscheinungen in Staunen versetzt wird. Damit verbindet sich der Drang, die Glieder, über die es mehr und mehr die Herrschaft erlangt, zweckentsprechend zu bewegen und die erwachende Kraft an Gegenständen der Außenwelt zu üben. Erst nachdem der junge Mensch einen gehörigen Vorrat von Stoff gesammelt hat, beginnt die innere Verarbeitung, bei der man durch äußere Eindrücke nicht gestört sein will, und es ist bekanntlich nicht vorteilhaft für die leibliche und geistige Gesundheit, wenn die Absperrung von der Außenwelt zum Zweck des Sinnens und Nachdenkens zu früh eintritt. Mit zunehmendem Alter wird das Bedürfnis, sich den Gegenwartseindrücken zu verschließen, um sich der Verarbeitung oder Bearbeitung des schon gesammelten zu widmen, immer stärker und häufiger, und der vielerfahrne Greis mag imstande sein, ohne Sinnlichkeit zu leben, d. h. wenn er taub und blind geworden ist, hat er noch eine innere Welt, in der er zu leben, in der ein Hieronymus Lorm sogar glücklich und thätig zu leben vermag, während ein taub und blind gebornes Kind nicht menschlich leben, sondern nur vegetieren kann, solange ihm nicht, wie der vielgenannten Laura Bridgeman, trotz Versperrung aller natürlichen Zugänge zur Außenwelt, diese durch sinnreiche künstliche Mittel einigermaßen erschlossen wird. Versteht man dagegen unter Sinnlichkeit die Lust an leiblichen und leiblich-seelischen oder Phantasiegenüssen, so zeigt die Erfahrung nichts von einer Entwicklung, wie sie Hilty vorschwebt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe früher einmal ausführlich gezeigt, daß die Entwicklung gewöhnlich den umgekehrten Verlauf nimmt; anstatt das Gesagte ausführlich zu wiederholen, bitte ich die Leser nur, die verschiednen Lebensalter auf diese Art Sinnlichkeit hin miteinander zu vergleichen, und sie werden von selbst finden, daß nicht das Greisenalter, sondern das Knabenalter das unsinnlichste ist, selbst wenn man dabei noch gar nicht einmal an die Sinnlichkeit in ihrer allerengsten Bedeutung denkt. Ob Hilty diese ausschließlich oder auch nur vorzugsweise im Auge hat, läßt sich nicht klar erkennen. Manchmal scheint es so, z. B. wenn er einmal meint, für die aufwärts strebenden könne unter Umständen der Cölibat in Frage kommen, manchmal wieder nicht. Schreibt er doch I, 65: „Das kirchliche Cölibat birgt beständige Gefahr nicht bloß der Heuchelei, sondern auch des Hochmuts in sich, indem eine an und für sich nicht sehr bedeutende Tugend als ein ungeheures Verdienst erscheint und den Mangel an andern Tugenden mit ihrem Königsmantel bedeckt." Und II, 121: „Ob es besser ist, in einer guten Ehe ruhige Achtung und Freundschaft oder leidenschaftliche Liebe zu suchen und zu finden, wird stets streitig bleiben. Wir würden uns, im Sinne einer allgemeinen Regel, für das erstere entscheiden; aber wer das letztere nicht kennt, weiß nicht, was Leben ist. Unzweifelhaft gehört der richtige unegoistische Umgang eines Mannes mit einer braven und geistvollen Frau seines engsten Lebenskreises, Frau, Mutter, Schwester, Tochter, und nicht am wenigsten Großmutter und Enkelin, zu den allerhöchsten, zartesten und lautersten Freuden dieses Lebens und bildet Eigenschaften aus, die sonst auf immer brach liegen bleiben. Eine Heirat ist lange nicht immer ein Glück zu nennen, aber ein alter Junggeselle ist jedenfalls auch nie das, was aus ihm geworden sein könnte und sollte." Hilty, der eine Hilty, will also offenbar, daß alle Männer heiraten; Ehe ohne Sinnlichkeit giebts aber nicht, noch weniger leidenschaftliche Liebe. Zugleich wollen wir uns das Wort merken, wer diese nicht kenne, der wisse nicht, was Leben ist. Auch wer den Haß bis zur Versuchung zum Morde, die Not bis zur Versuchung zum Betruge, den Konkurrenzkampf, kurz alles, was Trauerspielstoff werden kann, nicht kennt, auch der weiß nicht, was Leben ist, woraus schon folgt, daß das sogenannte gottselige Leben nicht das volle Menschenleben, sondern nur eine besondre einseitige und vielleicht sogar dürftige Art von Leben ist. Hilty scheint sich die Sache so vorzustellen, daß der Mensch die Hölle und das Purgatorium, das volle Leben durchmachen soll, ehe er im höhern Alter ein vollkommner Christ wird; er müßte demnach allerdings auch heiraten, nach erlangter Vollkommenheit aber, wie Paulus 1. Kor. 7 rät, so sein, als hätte er kein Weib. Solche Lebensläufe kommen vor, aber sie sind eben nicht das gewöhnliche. Übrigens findet es Hilty, wie schon erwähnt wurde, bedenklich, wenn ein Mensch schon in der Jugend zur Vollkommenheit gelangt; von Leuten, die im Kloster oder ohne Kampf christlich leben und alt werden, vermutet er, sie würden in den Kinderhimmel kommen und gleich den im Kindesalter verstorbnen im Jenseits den Bewährungskampf bestehn müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Damit ist doch schon gesagt, daß ein solcher Kampf bis ans Ende der Zeit notwendig ist, und wie wäre Kampf möglich ohne Gegner? Gegner im Menschen: Leidenschaften, wenn man will, Sünden, und Gegner des nach Heiligkeit strebenden Menschen: Menschen, die andres wollen und erstreben. Hilty sieht das auch selbst ein. Bei allem Bedauern über die Verkümmerung der Anlage zum Höchsten in der Mehrzahl und bei allem Wehe über den, der Ärgernis giebt, findet er sich in das Wort Jesu: „Ärgernisse müssen zwar kommen" und bekennt: „es kann nicht lauter vornehme Seelen auf Erden geben, das wäre geradezu »der ewigen Ruhe Stand«. Eine solche vornehme und exklusive Gesellschaft denken wir uns im künftigen Leben, soweit wir es uns überhaupt vorstellen können." Er sagt das nämlich in dem Kapitel über die vornehmen Seelen, die ihm keine andern als die echt christlichen, die heiligen Seelen sind. Gegen diese Identifizierung muß jedoch Verwahrung eingelegt werden. Wenn er den Titel der Vornehmheit den Nietzschischen Herrenmenschen versagt und den brutalen Siegern im Daseinskampfe, die sich zur Rechtfertigung jeder Roheit und Gewissenlosigkeit auf Darwin berufen, muß man ihm freilich beistimmen; aber die großen Heiden, Friedrich der Große, Napoleon, Bismarck, Lessing, Schiller und Goethe sind ganz gewiß vornehme Seelen gewesen, ohne Christen, wenigstens ohne Christen in Siltys Sinne zu sein; vornehm ist doch eben nur der Gegensatz zu gemein und nicht zu heidnisch. Ein ähnlicher Fehler ist es, wenn er oft zu vergessen scheint, was er nach dem Zeugnis vieler Stellen seines Buchs ganz gut weiß, daß es zwischen dem tierischen Knechte der Sinnlichkeit und dem in Gott lebenden geistigen Menschen Mittelstufen giebt, und daß diese Mittelstufen innerhalb unsers Kulturkreises sogar immer die Mehrheit gewesen sind. Außer den Blödsinnigen und einzelnen, bei weitem nicht den meisten, Verbrechern giebt es bei uns überhaupt niemand, der als reiner Sklave der Sinnlichkeit gar keine Herrschaft über sich hätte; so viehisch wie ein „vornehmer" Chinese benimmt sich in Europa nicht einmal das dreijährige Proletarierkind beim Essen. Für einen bedeutenden Grad von Selbstbeherrschung sorgt seit ein paar Menschenaltern schon die Polizei, und abgesehen von den Stoikern haben sich zahlreiche Heiden und atheistische oder wenigstens unfromme Christen vollkommen in der Gewalt gehabt — man denke nur daran, was in dieser Hinsicht im alten Sparta und beim modernen Militär gefordert wird! —, ohne, wie Hilty fordert, auf Genuß zu verzichten. Von der Beherrschung der Sinnlichkeit zum Verzicht auf alle sinnlichen Genüsse ist noch ein gewaltiger, ja ein unendlicher Schritt. Hilty will, daß der Leib nicht als Tyrann schalte, sondern als geschätzter Diener des Geistes behandelt werde. Darüber sind die Alten sogar schon hinausgegangen, indem Plato z. B. den Leib manchmal als Gefängnis des Geistes betrachtet, ohne jedoch seinen Schülern die leiblichen Genüsse zu wehren. Gefängnis darf man den Leib wohl nur in dem Falle nennen, daß dauerndes Siechtum einem regen Geiste das Handeln unmöglich macht, und auch das Wort Diener bezeichnet das Verhältnis des Leibes zum Geiste nicht ganz zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffend. Wohl dient der Leib dem Geiste durch Nahrungzufuhr und als Werkzeug zur Ausführung seiner Beschlüsse, aber — darin hat uns wieder die neuere Psychologie und Metaphysik zu größerer Klarheit verholfen — wenn man darum den Leib bloß Diener und Werkzeug des Geistes nennt, so faßt man das Verhältnis beider viel zu äußerlich. Leib und Seele sind, wie Natur und Geist, nur zwei Seiten und Erscheinungsformen desselben Wesens: der Leib ist der Mensch selbst in seiner irdischen Erscheinung. Und die modern philosophische Überzeugung, daß es ein geistiges Leben ohne körperliche Vermittlung überhaupt nicht gebe, und daß, wenn dies je einmal vorkommen sollte, es nur ein höchst unvollkommner Zwischenzustand sein könne, scheint auch der Apostel Paulus geteilt zu haben; denn nicht allein lehrt er im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes sehr ausführlich die Auferstehung des Fleisches, sondern er wünscht nach 2. Kor. 5 sehnlichst zum Ersatz für die zerfallende irdische Bekleidung eine neue himmlische; entkleidet will er durchaus nicht werden. Und wie stark drückt der berühmte Anfang des vierten Evangeliums die Innigkeit des Verhältnisses aus: das Wort, von dem der Verfasser gesagt hat, daß es Gott sei, ist Fleisch geworden! Hilty selbst aber scheint die unbedingte Absage an die Sinnlichkeit nicht ganz ernst zu nehmen, da er zuweilen von erlaubten Genüssen spricht, die jedoch nicht den Inhalt, sondern nur die Würze des Lebens sein sollen (was sich von selbst versteht), und da er die Selbstpeinigungen entschieden verwirft. Wenn er einmal bei der Bekämpfung der künstlichen Bedürfnisse bemerkt, nur die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse gewähre wirklichen Genuß, so scheint er doch damit diesen Genuß, soweit ihn nicht besondre Umstände zur Sünde oder zum Unrecht machen, für an sich erlaubt zu halten, und mehr an Genuß fordert auch der Jünger der großen heidnischen Philosophen nicht.

Demnach muß zwischen die Tiermenschen und die Geistmenschen, zwischen die Verbrecher und die Heiligen noch die große Masse der gewöhnlichen Menschen samt der der weltlichen Helden und Genies eingeschaltet werden (Hilty äußert gelegentlich, große Genialität scheine mit der Heiligkeit nicht vereinbar zu sein), die nicht zur Zahl der Auserwählten gehört, von denen aber unmöglich angenommen werden kann, daß sie nach Gottes Willen gar nicht oder anders sein sollten, denn eben so, wie sie sind, bilden sie die Welt und machen sie die Weltgeschichte, ohne die es auch keine Heiligen geben könnte. Man braucht nur zu überlegen, daß Gerechtigkeit gar keinen Sinn hätte ohne thatsächlich bestehende Ungerechtigkeit, daß die Liebe keine Gelegenheit zur Bethätigung hätte ohne Menschen, die entweder der Hilfe oder wenigstens des Herzenstrostes, den die Bezeugung der Liebe gewährt, bedürften, daß die Gedankenmühle der beschaulichen Heiligen leer gehn würde ohne diese sündhafte Welt, für die sie beten, und daß ohne die Millionen, die das Glück nach Hiltys Meinung auf falschen Wegen suchen, sein Buch von A bis Z ungeschrieben geblieben sein würde. Will also Gott die Heiligen, so muß er auch diese Welt mit all ihrer Selbstsucht und ihren Sünden wollen, ohne die keine Heiligen

denkbar wären. Das haben die Anhänger der Prädestinationslehre geahnt, die einen doppelten Willen Gottes annahmen, den in den Geboten geoffenbarten und den verborgnen, nach dem diese Gebote von einem großen Teile der Menschheit nicht beobachtet werden sollen, nur daß wir diese Ansicht nicht mit dem der Henkerphantasie des sechzehnten Jahrhunderts entsprungnen Glauben verunreinigen dürfen, Gott wolle die „Unbußfertigkeit" der Mehrzahl, um an ihrer Höllenpein seine Gerechtigkeit zu verherrlichen, eine Verirrung freilich, die kein Geringrer als Paulus durch das schreckliche neunte Kapitel des Römerbriefs verschuldet hat; Hilty steht ratlos vor diesem „Gericht der Verstockung." Ich meine aber, die Ratlosigkeit läßt sich überwinden, wenn wir für unleugbare Thatsachen statt des bisher von den Theologen angenommnen Grundes den oben angezeigten hinzudenken, der doch auf der Hand liegt. Wenn Gott gewisse Stoffe, die in einer gewissen Zusammensetzung als duftende Blumensträuße und liebliche Früchte auf unsrer Tafel erscheinen, von Zeit zu Zeit in Dünger verwandelt, so geschieht das nicht, um an den verwesenden Stoffen ein Strafgericht zu vollziehn oder an ihnen seine Gerechtigkeit zu zeigen, sondern weil es ohne Düngung weder Blumen noch Früchte geben könnte. Das Gleichnis hinkt nur insofern, als die unchristlich und die nicht ganz christlich lebenden Menschen nicht allesamt und auch nicht größtenteils als Dünger bezeichnet werden dürfen. Es kann daher auch nicht zugegeben werden, wenn Hilty die Ablehnung der göttlichen Einladung zur höchsten Lebensform auf einen ursprünglichen Gegensatz zwischen dem göttlichen und dem menschlichen Willen zurückführt; Gott will verschiedne Lebensweisen, Gemütsarten und Charaktere, wie er ja auch verschiedne Tiergeschlechter geschaffen hat. Daß Christus ausdrücklich gesagt hat: Viele sind berufen, wenige auserwählt, erwähnt Hilty natürlich; wenn er das Wort nun schwer verständlich und traurig findet, so rührt das nur von der herkömmlichen kirchlichen Deutung. Daß auf dem Acker der Menschenwelt Weizen und Unkraut gemischt bleiben müsse bis ans Ende der Zeiten, weil es ja sonst keine Weltgeschichte mehr geben könnte, das sieht er ein. Man darf aber wohl auch noch fragen, ob es denn als ein Glück zu preisen sein würde, wenn das Erlösungswerk nach der Erwartung des Apostels Paulus verlaufen wäre, d. h. wenn sich binnen wenigen Jahren die Mehrheit der Juden und Heiden bekehrt und der Weltenrichter Schluß gemacht hätte. Gewiß, ein Höllenstrom von unschuldig vergossenem Blut, von Niedertracht und Elend, neben dem der Amazonenstrom als ein winziges Rinnsal erscheint, wäre der Schöpfung erspart geblieben, aber ist all das Große und Herrliche, das diese 1900 Jahre hervorgebracht haben, mit jenem Blut, jenen Thränen und jenen Unthaten wirklich zu teuer erkauft worden? Würde es einem, der in der damals untergehenden Welt gelebt und die durch den Weltuntergang abgeschnittne zum Nichtgeschehen verurteilte Geschichte durch einen Blick in den alle Möglichkeiten umfassenden Geist Gottes geschaut hätte, nicht ein wenig leid gethan haben, daß die deutschen Wälder und Sümpfe niemals in blühende Fluren verwandelt, Amerika und Australien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niemals entdeckt werden würden, daß niemals elektrisches Licht die Straßen gewaltiger Städte bestrahlen und elektrische Kraft Wagen voll Menschen blitzschnell befördern, daß Rafael niemals malen, Mozart niemals komponieren, Goethe niemals dichten würde, und daß von den Millionen Kinderaugen, die vorige Weihnachten die Wunder der Bescherung angestaunt, und von den Millionen Wangen, die der frische Lufthauch schöner klarer Wintertage gerötet hat, nicht ein einziges wirklich da sein würde?

Hilty hat den Schlüssel zu den Schwierigkeiten, soweit solche aus Bibelworten erwachsen, gefunden, gebraucht ihn aber nicht; er besteht in dem, was er über das Wort Christi von den Weltkindern, die in ihrer Art klüger seien als die Kinder des Lichts, I, 140 ausführt. Zunächst liege in diesem „gefährlichen"*) Worte eine große Anerkennung der Weltkinder. „Diese werden überhaupt nirgends in den Worten Christi so scharf behandelt, wie die Geistlichen von Beruf und die pharisäischen Frommen überhaupt. Ein Wort, wie das Matth. 21, 31 ausgesprochne [die Zöllner und Huren werden noch eher ins Reich Gottes eingehn als ihr], würde man gegen sie vergeblich suchen. Auch gegen den Verkehr mit ihnen wird nirgends gewarnt, wie gegen den mit den damaligen Inhabern der offiziellen Frömmigkeit. Es sind Leute, die meist wissen, was sie wollen, und das, was sie sich vorgenommen haben, auch mit Fleiß und Ausdauer, unter Beiseitesetzung alles Entgegenstehenden verfolgen, worin es ihnen die Kinder des Lichts, wenigstens in ihren ersten Anfangsstadien, nur selten gleichthun. Sie sind auch gar nicht unempfänglich gegen etwas Höheres und Besseres, und jedenfalls können sie sich darauf berufen, daß nicht sie es vorzugsweise gewesen sind, die Kreuze und Scheiterhaufen für die Bekenner der Wahrheit errichtet haben. Man muß sich also unter Weltkindern keineswegs ohne weiteres schlechte oder für das, was man Tugend nennt, unempfängliche Leute vorstellen. Sie sind im Gegenteil meistens besser, als sie sich den Anschein geben zu sein, und es giebt unter ihnen sogar sehr viele umgekehrte Heuchler, die ihre besten Gedanken verbergen." Also es sind nicht die tüchtigen Weltleute, die Christus verdammt, und somit bedeutet auch das Christentum keine Verdammung der Welt und der Weltgeschichte; die Authentie der gnostischen Stellen des Johannesevangeliums, in denen der Teufel als Fürst dieser Welt erscheint, lassen wir dahingestellt sein; ein Schriftanbeter ist auch Hilty nicht; auch er sieht in den Evangelien nur ziemlich mangelhafte Berichte über die Lehre und das Leben Jesu.

(Schluß folgt)

*) Eine Anmerkung hierzu lautet: „Das 16. Kapitel des Lukasevangeliums [vom ungerechten Verwalter und vom reichen Manne und dem armen Lazarus] ist überhaupt das gefährlichste Schriftstück, das gegen die öffentliche Ordnung unsers modernen Polizeistaats geschrieben worden ist."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG